Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 3

Artikel: Helen
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065815

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

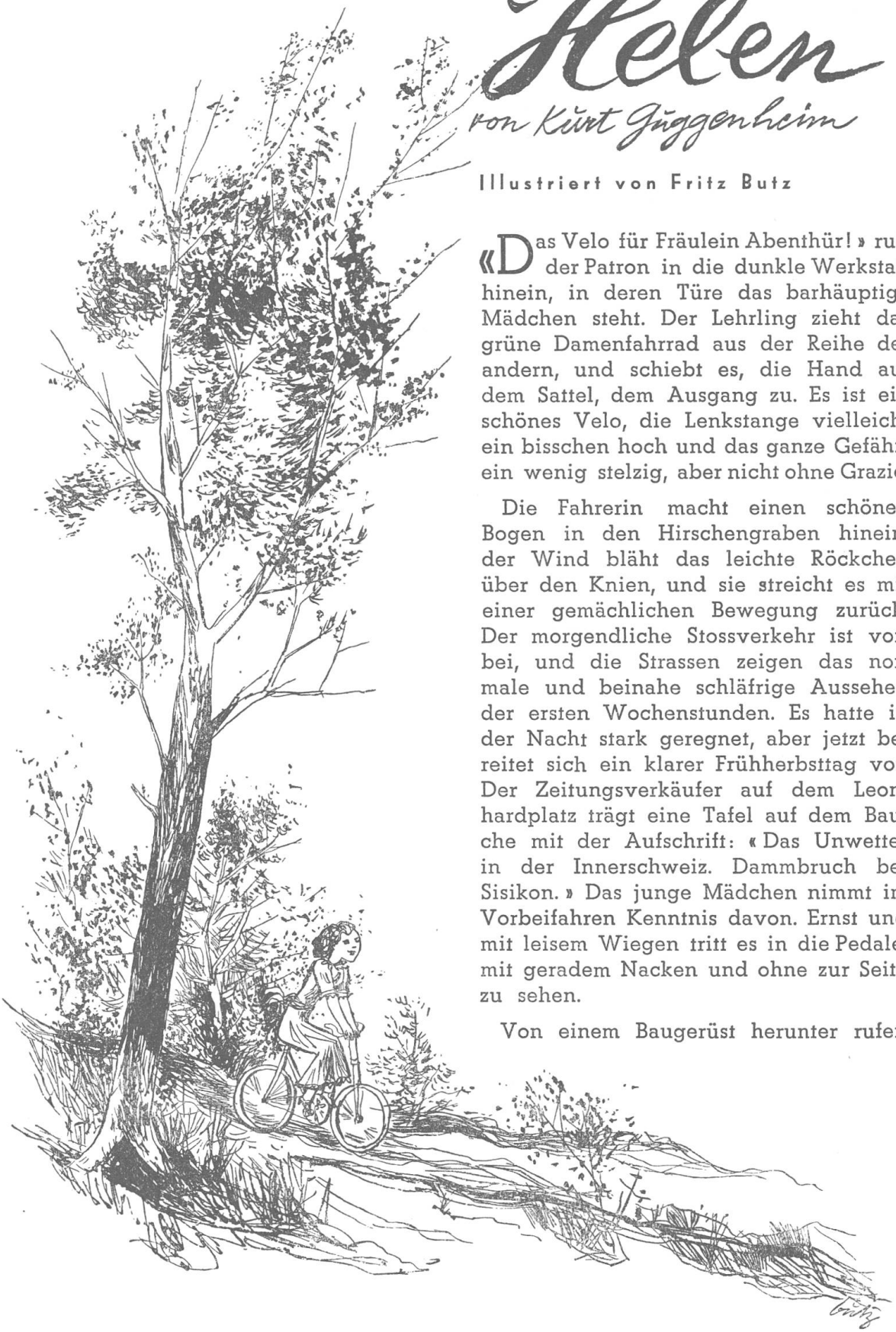
Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Helen

von Kurt Guggenheim

Illustriert von Fritz Butz



«Das Velo für Fräulein Abenthür!» ruft der Patron in die dunkle Werkstatt hinein, in deren Türe das barhäuptige Mädchen steht. Der Lehrling zieht das grüne Damenfahrrad aus der Reihe der andern, und schiebt es, die Hand auf dem Sattel, dem Ausgang zu. Es ist ein schönes Velo, die Lenkstange vielleicht ein bisschen hoch und das ganze Gefährt ein wenig stelzig, aber nicht ohne Grazie.

Die Fahrerin macht einen schönen Bogen in den Hirschengraben hinein, der Wind bläht das leichte Röckchen über den Knien, und sie streicht es mit einer gemächlichen Bewegung zurück. Der morgendliche Stossverkehr ist vorbei, und die Strassen zeigen das normale und beinahe schläfrige Aussehen der ersten Wochenstunden. Es hatte in der Nacht stark geregnet, aber jetzt bereitet sich ein klarer Frühherbsttag vor. Der Zeitungsverkäufer auf dem Leonhardplatz trägt eine Tafel auf dem Bauche mit der Aufschrift: «Das Unwetter in der Innerschweiz. Dammbruch bei Sisikon.» Das junge Mädchen nimmt im Vorbeifahren Kenntnis davon. Ernst und mit leisem Wiegen tritt es in die Pedale, mit geradem Nacken und ohne zur Seite zu sehen.

Von einem Baugerüst herunter rufen

ihr ein paar weissgekleidete Handwerker etwas zu, und sie schaut lachend hinauf, ohne die Hände vom Griffe zu nehmen. Im Blau des Himmels sind grosse, dunkle Ballen und kleine, weisse Wölkchen unregelmässig verteilt. In der Biegung unterhalb des Drahtschmiedli schillert das reissende und hohe Wasser der Limmat stahlschwarz und abgründig, doch es sind vom Widerschein des Himmels ein paar blaue und lichte Flecken darin. Der Fahrwind bringt ihr weisses Blüschen zum Flattern und streicht leise unter ihren kindlichen, braunen Armen vorbei.

Unterhalb Wipkingen führt der Dammweg dicht am Fluss entlang. Die Blätter der Pappeln flirren im Winde. Der weite Wiesengrund jenseits der Limmat dunstet sichtbar die Nässe der vergangenen Nacht aus. Die Kamine der Stadt senden hohe Rauchfahnen in grossen Bogen talabwärts. Jenseits der Ebene steht der Uetliberg schartig und dunkel vor dem bewegten Himmel.

Mit weit geöffneten Augen fährt das Mädchen den schmalen Weg entlang; von Zeit zu Zeit lässt es die Lenkstange los und blickt, ohne mit dem Treten einzuhalten, gegen die Stadt zurück. Aber das Flimmern der Sonne und der Widerschein des unsichtbaren Sees sind so stark, dass nichts deutlich zu erkennen ist; nur ein hoher Raum, mit gleissendem Licht angefüllt, und an seinem untern Ende die sandfarbenen Würfelchen des Häusermeers.

Am Eingang des Wäldchens steigt Helen ab und stösst ihr Rad über den nassen Waldweg. Über ihr sind die kühlen, gründurchleuchteten Kuppelräume des Laubwaldes. Wie zwischen den Kolonnaden eines Kreuzganges hindurch sieht sie hinter den Stämmen den Fluss gletscherfarben, mit leisem Rauschen und grosser Wucht vorübergleiten. Nur in ganz zarten und dünnen Fäden sickert da und dort Sonne in den stillen Raum, aber wo sie hinfällt, da glitzert es golden und grün auf. Mit verhaltenen Schritten geht das junge Mädchen auf dem schmalen Weg, und das Summen der Mücken und Waldbienen wird immer deutlicher, und allmählich schliessen sich die Geräusche der Stille zu einer leisen, einheitlichen Melodie zusammen.

Helen blickt über den Fluss hinaus, und in seinem pausenlosen Dahingleiten ist es wie angedeutet, dass etwas ohne Anfang und ohne Ende sei, dass er sie grüsse im Vorüberrauschen und sie hinnehme wie die Birken und alles andere lautlose Schicksal, das an seinem Ufer die Zeit über sich ergehen lässt.

Wenn sie in den vergangenen Wochen in ihrer schwarzen Schürze vor den kleinen Schemeln kniete, auf die die Klienten ihre Füsse gestellt hatten, wenn sie auf der Leiter stand und die weissen aufeinandergetürmten Kartonschachteln in den Armen balancierte, oder wenn sie mit dem Chef der Reparaturabteilung zu rechten hatte, dann war in der tiefen Mutlosigkeit und dem Gefühl, dass dies nun ihr Leben sei und dass es so, überraschungslos, zu Ende gehen werde, der Ausblick auf die Einsamkeit dieses ersten Ferienmorgens wie eine milde Verheissung immer im Hintergrund gewesen. Aber dass es nun Wirklichkeit ist, dass sie nun um sich die dichte, gerundete Schicht der reinen Luft und des summenden Raumes fühlt, dass sie wie in der Mitte einer gläsernen Kugel steht, um die sich die grünschimmernden Blätter des Laubwaldes wie eine Schale legen, und dass sie leicht und ganz allein mit sich und doch wieder auf eine freudvolle und milde Art im ganzen verloren, hier atmen darf, dass alles, was sie im Rundblick ihrer Augen erfassen kann, Überfülle und Geschenk ist und wie sachter Regen auf sie herabfällt, entzündet in ihr einen sachten Geberausch, dass auch sie, wie die Birken, leise zittert von dem nichtgewussten Reichtum, den sie nun wieder in sich fühlt.

Sie lehnt das Rad an einen Stamm, tritt aus den Bäumen und steigt über das Uferbord auf den weissen Kieselstrand hinunter. Mit hochgezogenen Knien, um die sie die Arme schlingt, setzt sie sich

dicht an das Wasser. Sie hebt den Kopf und sieht über den Rand des Baldachins, den die Buchen über sie spannen, in den Himmel. In zager Erschütterung fühlt sie die Nähe des Lebens und die Verwandtschaft, die ihr leise pulsendes Blut mit dem dahinfliessenden Strom und der erwartungsvollen Stille des Waldes hat.

Auf einmal hört sie oben am Weg unbekümmerte und laute Schritte, die gemächlich näher kommen und dann unvermittelt innehalten. Die Klingel ihres Rades schlägt an. Sie wendet den Kopf und sieht oben an der Böschung den kleinen Knaben, der sich an der Lenkstange des Velos zu schaffen macht. Er hat sie auch gesehen und lacht herunter. « Salü, was machst du? » ruft er.

« Salü », winkt sie hinauf.

Er ist hemdärmlig und trägt ein kleines Rucksäckchen auf dem Rücken. Die hellen Haare stehen ihm tief in die Stirn, und am Wirbel bilden sie einen struppigen Schopf. Langsam kommt er über das Bord hinunter, stellt sich neben das Mädchen.

« Glatt », sagt er und wirft einen Stein ins Wasser.

Das Mädchen nickt. « Wie kommst du daher? » fragt sie.

« So », erklärt er achselzuckend, « und du? »

« Mit dem Velo. »

« Aha », sagt er.

« Wie heissest? »

« Uli Meidenholz. Und du? »

« Helen. »

« Meine Grossmutter heisst auch Helene. Willst du ringen mit mir? »

« Kannst denken, du Knirps! »

« Nüt Knirps! » Er schaut ihr ernsthaft ins Gesicht. « Bist alt? »

« Sowieso, achtzehn. »

Es ist unverhohlene Enttäuschung in seinem Gesicht zu lesen. « Ich bin siebeneinhalb. Tschau, ich geh. »

« Nein, bleib! » Ihre Augen gleiten an ihm herunter. « Bist davongelaufen? » fragt sie dann leise.

Er stülpt die Unterlippen vor, schaut

Karla Goetz — Federzeichnung

schräg seitwärts auf den Boden und zuckt die Achseln.

« Setz dich daher! » Aber schon hat er, wie ein junges Tier, einen Satz getan und klettert die Böschung hinauf. Das Mädchen ist in ein paar Sprüngen bei ihm. « Tu nicht so dumm, da, komm her! »

Er lässt sich auf den alten Platz zurückführen, und jetzt sieht sie sein Stadtgesicht, jenes Gesicht, das er wohl bei sich zu Hause hat, klein, ganz klein und bleich.

« So komm! Kannst nachher Velo fahren. Aber jetzt bleibst du da! »

Er mault ein bisschen, und dann sitzt er steif und gar nicht mehr aufgeschlossen neben dem Mädchen. Nach einiger Zeit macht er mit dem Kopf eine Bewegung in der Richtung des Fahrrades und frägt, offenbar in der Absicht, seinen guten Willen zu bekunden: « Was für eine Marke ist es? »

« Torpedo. »

« Ist es ein Halbrenner? »

« Nein, ein Damenvelo. »

Er schweigt ein bisschen, dann sagt er:

« Warum haben die Mädchen ein anderes Velo als die Buben? »

« Ich weiss nicht. Wegen dem Rock wahrscheinlich. »

« Aha. » Zwei Enten schwimmen in der Mitte des Stromes quakend vorüber, und von weit her tönt die Hupe eines Autos.

« Warum bist fortgelaufen? »

« So. »

« Was so? »

Er schleudert einen Stein gegen die Enten hin, die gemächlich davonrudern. « Wollen wir ein Feuer machen? Ich habe Zündhölzer », fragt er.

« Gut, machen wir ein Feuer, aber zuerst wollen wir Wasser stampfen. »

« Au ja, fein! » Er hat im Nu seine Füsse nackt, und dann waten sie zusammen, dicht am Ufer entlang, über die glatten Steine durch das kalte Wasser. Sie hält die kleine, schmutzige Knabenhand in der ihren; sie ist lebendig und krustig wie ein Krebs. Er macht grosse, weite Augen und wird ganz aufgeregt, schnaubt wie ein junges Pferd, stampft und spritzt mit den Füssen. Mit einem Male beginnt er laut zu gröhlen. « Hö, hö », macht er, « werf dich grad um », und dabei versucht er das Mädchen zu sich herüberzuziehen. Aber auf einmal fühlt er, wie sie ihn hochhebt, ihn in die Arme nimmt und dem Ufer zurennt. Er wehrt sich nicht und liegt ganz still, das Gesicht auf ihrer Achsel, und benützt die Gelegenheit, seine Nase an ihrer Schulter zu trocknen.

« So, jetzt zieh die Schuhe wieder an, und dann gehen wir Holz suchen. »

Er gehorcht eifrig und schaut ihr zu, wie sie die Strümpfe spannt, unter den Knien anzieht, rollt und sich energisch die Halbschuhe schnürt.

« Du bist eine Glatte », sagt er.

« So, jetzt nicht so dummes Zeug geschwatzt, Holz suchen, Herr Meidenholz! »

« Hö. Herr Meidenholz. » Das scheint ihn furchtbar zu belustigen. Geschäftig wie ein junger Hund beginnt er die trockenen Reiser zu sammeln, die auf den gebleichten Kieseln herumliegen. Dann brennt das kleine Feuer zwischen ihnen, und das Räuchlein steigt in krausen Schwaden hoch und über den Fluss. Helen liegt mit verschränkten Armen auf den Kieseln und blickt unter den Wimpern hervor auf die schimmernde Wasserfläche. Dann beobachtet sie den kleinen Mann, der bei dem Feuer kauert und aus Leibeskräften hineinbläst, erregt, wie die Knaben sind, wenn sie mit dem Feuer spielen. Wie ein kleiner Spanielhund ist er, wichtig und geschäftig, drollig, drall und traurig. Man hat Lust, ihn in den Arm zu nehmen und seine Haare zu kraueln. Sie sieht ihm nach, wie er an den Strand hinunterläuft, hin und her rennt mit seinen dünnen Beinchen und seinem schmalen Körperchen, und es würgt sie ein bisschen im Halse.

Dann brechen sie auf, und er trabelt in seiner aufgeregten Art neben ihr her, mit seinen Hündchenaugen, in denen der Stolz über der Herrin Pracht und sein Wunsch, ihr wohlzugefallen, zu lesen ist.

Kurz vor Höngg, wo es schon nach Stadt riecht, halten sie ein bisschen an und er fragt noch einmal:

« Muss ich heim? »

Helen sucht in seinem geheimnisvollen Kindergesicht zu lesen. Sie hat das schmerzlich-weiche Gefühl wieder, das sie vorhin, bei der Feuerstelle, im Halse würgte.

« Natürlich musst du heim. Die suchen dich doch. Wohin willst denn sonst ? »

Er blinzelt zu ihr auf und schaut sie hartnäckig an, mit grossen Augen. Seine Hand spielt an der Veloklingel herum, und seine Sandalen scharren im Sande. « Mit dir », sagt er.

Das junge Mädchen streichelt seinen Nacken, und sie schaut dabei über ihn hinweg in die Ebene hinaus, in die hinein die Strassen der beginnenden Stadt wie sandige Hände ihre Finger ausstrekken. « Zu mir kannst nicht kommen. Willst denn nicht heim ? »

« Nein, nicht heim. »

« Warum denn nicht ? »

« So. »

« So, jetzt hör einmal ! Kennst niemand sonst ? Gar niemand ? »

« Die Grossmutter. »

« Gut, dann gehen wir zu Grossmutter. Wie heisst denn die Grossmutter? »

« Helene. »

« Und wie noch ? »

« Weiss nicht. Einfach Grossmutter Helene. »

« Wo wohnt sie ? »

« An der Kirchgasse. Sie hat ein schiefes Maul. » Er macht es ihr vor. « Sie kann nicht gut reden, und sie hat eine Glatze wie der Vater. »

Beim Schaffhauserplatz darf er sich auf den Gepäckträger setzen, und in sanftem Freilauf rollen sie stadtwärts.

« Ist es da ? »

« Ja, da », sagt er zaghaft.

Sie steigen miteinander, Hand in Hand, die Treppe empor, und die Nägel seiner Sandalen klappern auf den blankgeputzten Messingleisten. Das Mädchen läutet, sie hören Schritte, und die Glastüre wird geöffnet.

Ein hoher Mann steht da, mit braunem Gesicht, in Hemd und Hosen, das lichte Haar zerzaust, in der Hand hält er, in einen Wollappen gewickelt, einen grossen Armeerevolver.

Der Kleine blickt zu ihm auf, mit offenem Munde, und Helen fühlt wie seine trockene Hand sich fest um die ihre schliesst. « Sind wir falsch ? » frägt sie zu ihm herunter. « Ich bringe den Uli Meidenholz, er will zu seiner Grossmutter. »

Der Mann ist ein bisschen verschlafen, wie es Helen scheint. Er schaut die beiden mit hellen und wie glimmenden, fremden Augen an. Er hat es nicht eilig mit Antworten.

Am Lockern der Knabenhand merkt das Mädchen, dass sie doch richtig sein müssen. Hinter der Küchentüre taucht eine kleine alte Frau auf, mit einem schiefen Munde.

« Salü », ruft der Knabe. « Salü, Grossmutter ! » Das Gesicht der Greisin fältelt und kräuselt sich, und an ihren Augen merkt Helen, dass es ein Lächeln ist. Sie kann nicht verstehen, was die Greisin sagt, aber Uli ist sofort im Bilde. « Bei dir essen », sagt er. Dann zieht er an Helens Hand. « Die muss auch dableiben. » Die Greisin blickt zu dem braunen Mann auf und sagt mit schwerer Zunge einen Satz, und da kauert der sich nieder, so dass seine Augen auf derselben Höhe mit denen des Knaben sind. « Grüezi, Uli », sagt er, « ich bin dein Onkel. »

Ein Luftzug öffnet langsam die Türe hinter der Greisin. Man sieht dort in ein tiefes Zimmer hinein und eine Reihe Fenster, durch die die Mittagssonne voll auf die zartgrünen und durchsichtigen Blätter einer Zimmerlinde fällt. Das Ganze bildet den Hintergrund eines Bildes, und Helen empfängt davon, ihr kaum bewusst, für den Bruchteil einer Sekunde wie einen Einblick in das Innere einer Familie. Aber trotz der Lieblichkeit des Bildes fühlt sie etwas Beängstigendes. Wie übereinander gelegt und einander durchschimmernd, sieht sie das kummervolle Gesichtchen des kleinen Uli, das der Greisin, in das der Blitz hineingefahren ist, und jenes des Mannes mit den zerzausten Haaren und den glimmenden Augen. Sie stehen am Ufer eines gletscherfarbenen Flusses, ratlos und klein.

« Adieu, Uli, ich muss jetzt gehen. » Der Knabe hebt sein verkrümeltes Gesichtchen zu ihr auf. Plötzlich umschliessen seine magern Aermchen ihre Hüften. Er drückt sein Gesicht gegen ihr Blüschen, und sie hören ein glucksendes Geräusch. Am Zittern der Schultern sehen sie, dass er weint, leidenschaftlich und hemmungslos.

« Bleiben Sie doch da zum Essen », sagt der Mann.

« Es wird wohl das beste sein », sagt sie und streichelt mit zärtlichen und ungeschickten Händen dem Bübchen über den Kopf. Inwendig hatte sie ein Gefühl, als suchte sie der Melodie nach, die der Gesang dieses Morgens ist.

Aus dem soeben in unserm Verlag erschienenen Roman „Sieben Tage", von Kurt Guggenheim.